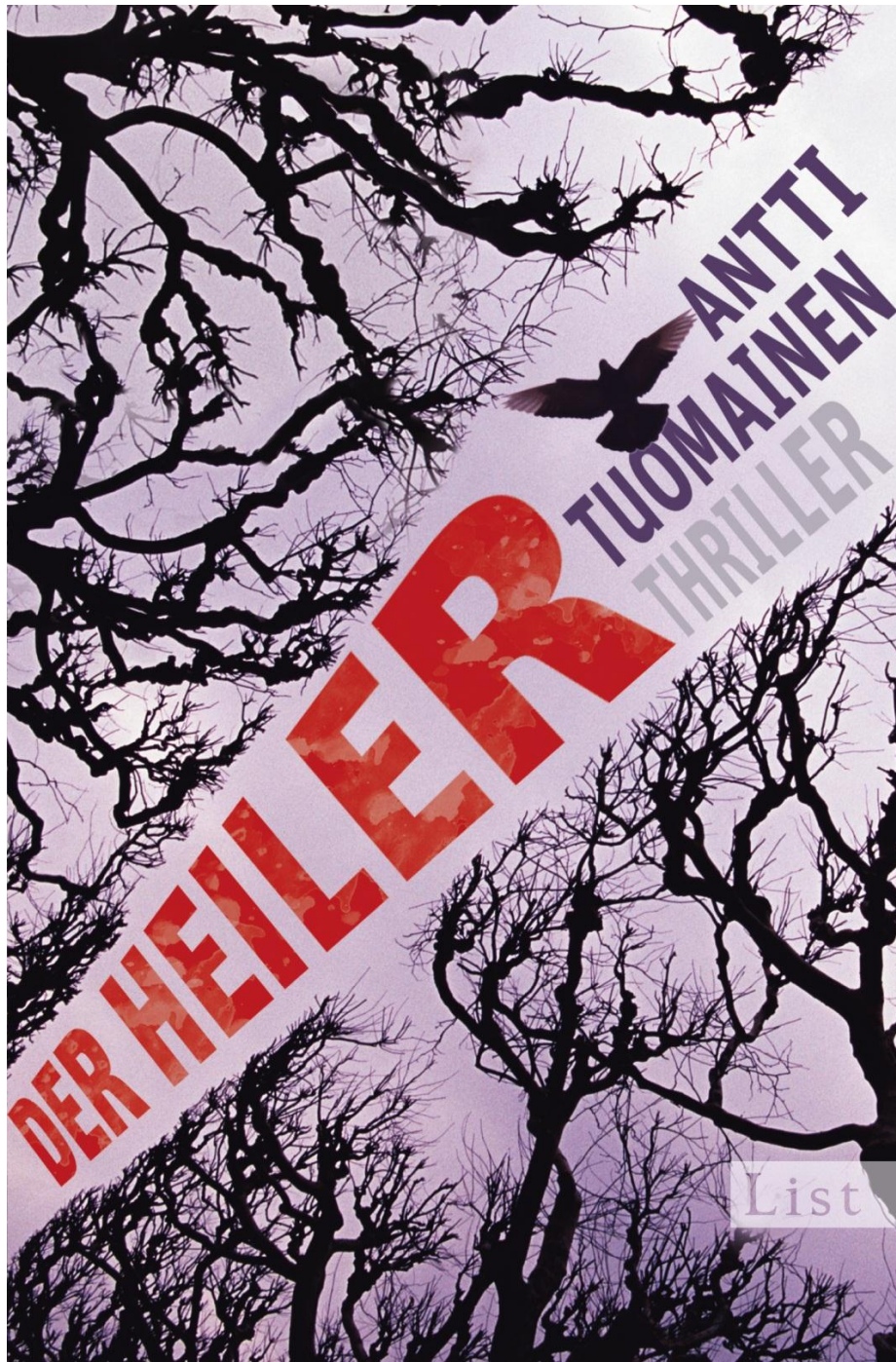


Leseprobe aus:
Antti Tuomainen
Der Heiler



© 2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Antti Tuomainen
Der Heiler

Antti Tuomainen

DER HEILER

Thriller

Aus dem Finnischen von Regine Pirschel

List

Für Anu

ZWEI TAGE VOR WEIHNACHTEN

1 Was würde ich eher aushalten: die Gewissheit, dass das Schlimmste passiert war? Oder diese von Minute zu Minute wachsende Angst? Raschen Zusammenbruch oder langsame Zermürbung?

Das plötzliche Ausweichmanöver rüttelte mich durch. Ich erwachte aus meinen Gedanken und blickte auf.

Gelbschwarze Flammen schlugen aus dem Lieferwagen, der auf der Uferstraße von Sörnäinen gegen den Stützpfeiler der Fußgängerbrücke geprallt war. Das Fahrzeug war in der Mitte auseinandergerissen. Keines der vorbeifahrenden Autos drosselte das Tempo oder hielt an. Alle wichen rasch auf die äußere Spur aus, um das brennende Wrack weiträumig zu umfahren.

Das tat auch der Bus, in dem ich saß.

Ich öffnete meine regennasse Jacke, fand die Taschentücher in der Innentasche, zerrte mit klammen Fingern eins aus der Packung und trocknete mir damit Gesicht und Haare ab. Das Tuch war im Nu klatschnass, ich drückte es zusammen und steckte es in die Tasche. Dann schüttelte ich die Wassertropfen von der Jacke und zog das Handy aus der Hosentasche. Ich versuchte erneut, Johanna anzurufen.

Wieder kam keine Verbindung zustande.

Der U-Bahntunnel zwischen Sörnäinen und Keilaniemi war wegen Überflutungen gesperrt worden. Am Bahnhof Kalasatama mussten alle aus der U-Bahn aussteigen und zwanzig Minuten bei strömendem Regen auf den Bus warten.

Das brennende Auto blieb hinter uns zurück, und ich blickte zu dem Monitor, der an der Panzerglaskabine des Fahrers hing. Dort kamen die Nachrichten des Tages: Die Südtale Spaniens und Italiens waren offiziell sich selbst überlassen worden. Bangladesch versank im Meer, die Pest war ausgebrochen und drohte sich in ganz Asien auszubreiten. Der Streit Indiens und Chinas um die Wasserreserven im Himalaja trieb beide Länder in den Krieg. Die Grenzschießung der USA zu Mexiko beantworteten die mexikanischen Drogenkartelle mit Raketen, Ziele waren Los Angeles und San Diego. Die Waldbrände am Amazonas konnten nicht aufgehalten werden, obwohl man neue Flussläufe aufgesprengt hatte, um das Brandgebiet zu isolieren. Aktuelle Kriege oder bewaffnete Konflikte auf dem Gebiet der Europäischen Union: dreizehn, die meisten an den Grenzen. Geschätzte Anzahl der Klimaflüchtlinge weltweit: 650–800 Millionen. Pandemiewarnungen: H3N3, Malaria, Tuberkulose, Ebola, Pest. Ein bisschen Unterhaltung zum Abschluss: Die frisch gekürte Miss Finnland glaubt, dass im Frühjahr alles viel besser wird.

Ich sah wieder hinaus in den Regen, der schon mehrere Monate anhielt. Der Niederschlag hatte Anfang September begonnen und seither nur für wenige Augenblicke eine Pause eingelegt. Fast alle Stadtteile am Meer waren überflutet: zumindest Jätkäsaari, Kalasatama, Ruoholahti, Herttoniemenranta und Marjaniemi. Viele Be-

wohner hatten bereits endgültig resigniert und ihr Zuhause verlassen.

Die Wohnungen blieben nicht lange leer. Schimmelig, feucht und teilweise voller Wasser wurden sie zur Bleibe für die Hunderttausenden von Flüchtlingen, die ins Land gekommen waren. Abends leuchteten diese überschwemmten Stadtteile ohne Strom wegen der hellen hohen Flammen der Kochstellen und Lagerfeuer.

Am Bahnhofsplatz stieg ich aus dem Bus. Die letzte Wegstrecke hätte ich durch den Kaisaniemi-Park abkürzen können, aber ich entschied mich für die Kaivokatu, die Brunnenstraße. Die Parks waren schlechter bewacht als die Straßen, es fehlte an Polizisten. Im Bahnhofsbereich musste man sich durch Menschenmassen schieben. Die Bewohner verließen in Panik die Stadt, sie reisten in überfüllten Zügen gen Norden und schlepten vollgepackte Koffer oder Rucksäcke mit sich.

Vor dem Bahnhof lagen unter aufgespannten Plastikplanen reglose Gestalten in Schlafsäcken. Es war unmöglich zu sagen, ob diese Menschen hier wohnten oder ob sie irgendwo hinwollten. Das Licht der Scheinwerfer vermischte sich mit den Autoabgasen, dem gelblichen Leuchten der Straßenlampen und dem grellen Rot, Blau und Grün der Werbetafeln. Neben dem Bahnhof stand das halb abgebrannte Postgebäude als grauschwarzes Skelett. Als ich daran vorbeiging, versuchte ich wieder, Johanna anzurufen.

Ich kam zum Zeitungshaus, stand eine halbe Stunde bei der Sicherheitskontrolle an, ließ meine Tasche und mein Handy checken, entledigte mich meiner Jacke, der Schuhe und des Gürtels, zog anschließend alles wieder an und ging zur Rezeption.

Ich bat die Empfangsdame, Johannes Chef anzurufen. Aus irgendeinem Grund hatte er nicht auf meine Anrufe reagiert. Ich hatte den Mann ein paar Mal getroffen und vermutete, dass er antworten würde, wenn der Anruf aus dem eigenen Haus kam.

Die Frau am Empfang war um die dreißig und hatte einen eisigen Blick, ihre kurzen Haare und die kontrollierten Gesten verrieten die ehemalige Berufssoldatin, die jetzt mit der Waffe an der Hüfte über die physische Unversehrtheit der letzten Zeitung des Landes wachte.

Sie sah mir in die Augen, während sie in den Hörer sprach. »Ein Mann namens Tapani Lehtinen ... Die Identität habe ich überprüft ... Natürlich ... Moment.« Ein Nicken in meine Richtung, die Kopfbewegung war wie ein Axthieb. »Ihr Anliegen?«

»Meine Frau Johanna Lehtinen ist verschwunden.«

2 Halb aus Versehen hatte ich mein Telefonat mit Johanna aufgezeichnet und konnte es inzwischen auswendig:

»Ich habe heute lange zu tun«, begann sie.

»Wie lang ist lange?«

»Die ganze Nacht, wahrscheinlich.«

»Außen- oder Innendienst?«

»Ich bin bereits draußen unterwegs, habe einen Fotografen bei mir. Mach dir keine Sorgen. Wir führen ein paar Gespräche, bleiben unter Menschen.«

Rauschen, das Brummen von Autos, Rauschen, leises Dröhnen und noch einmal kurzes Rauschen.

»Bist du noch da?«, fragte Johanna.

»Ja, ich sitze immer noch am Schreibtisch, wo sonst?«
Pause.

»Ich bin stolz auf dich«, sagte Johanna dann. »Weil du weitermachst.«

»Das machst du doch auch«, sagte ich.

»Ja, werd ich wohl«, sagte sie plötzlich leise, fast flüsternd.

»Ich liebe dich. Komm gesund nach Hause.«

»Natürlich«, flüsterte Johanna, und die Worte kamen jetzt schnell, fast ohne Atempause. »Wir sehen uns spätestens morgen früh. Ich liebe dich.«

Rauschen. Knistern. Leises Knacken. Stille.

3 Redaktionsleiter Lassi Uutela war um die vierzig, sein Gesicht zierte ein Dreitagebart, und in seinen Augen spiegelte sich eine Gereiztheit, die er nicht verbergen konnte oder wollte. Er stand direkt vor mir, als sich die Fahrstuhltür im fünften Stock öffnete. Über seinem schwarzen Hemd trug er einen dünnen grauen Wollpullover, dazu dunkle Jeans und Turnschuhe. Er hatte die Arme verschränkt und löste sie mit betonter Anstrengung, als ich auf ihn zutrat.

Seine nicht sehr schmeichelhaften Eigenschaften – Neid auf fähigere Journalisten, die Angewohnheit, sich vor Verantwortung zu drücken, nachtragendes Verhalten und ständige Rechthaberei – waren mir durch Johanna bekannt. Ihre und Lassis Ansichten über journalistische Arbeit und das Profil der Zeitung waren in letzter Zeit immer öfter kollidiert, die Wellen der Kollisionen waren bis zu uns nach Hause geschwappt.

Wir gaben uns rasch die Hand und stellten uns einander vor, obwohl jeder wusste, wer der andere war. Für einen flüchtigen Moment kam es mir so vor, als würde ich in einem schlechten Theaterstück mitspielen. Kaum hatte Lassi die Hand frei, drehte er sich um, lief los und stieß eine Tür auf. Ich folgte ihm in einen Gang und bemerkte, wie er wütend die Beine warf, als wäre er unzufrieden mit ihrer Fortbewegungskraft. Wir kamen ans Ende des langen Flurs. Dort hatte er sein Büro, es war ein Eckzimmer von wenigen Quadratmetern Größe.

Lassi setzte sich in einen schwarzen hochlehnigen Sessel und zeigte widerwillig auf den einzigen Besucherstuhl, eine weiße Plastikschale.

»Ich dachte, Johanna hätte heute zu Hause gearbeitet«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Ehrlich gesagt habe ich gehofft, sie hier zu finden.«

Jetzt war es an Lassi, den Kopf zu schütteln. Die Bewegung war ungeduldig und knapp. »Ich habe Johanna zuletzt auf der gestrigen Redaktionssitzung gesehen, und die beginnt immer abends um sechs Uhr. Wir haben ganz normal besprochen, was anliegt, dann sind die Leute in alle Richtungen auseinandergelaufen.«

»Und ich habe gestern Abend gegen neun mit ihr telefoniert.«

»Wo war sie da?«, fragte Lassi desinteressiert.

»Unterwegs«, sagte ich, und dann nach einer kleinen Pause etwas leiser: »Ich bin leider nicht auf die Idee gekommen zu fragen, wo.«

»Mit anderen Worten, du hast seit vierundzwanzig Stunden nichts von ihr gehört?«

Ich nickte und musterte Lassi. Die zurückgelehnte,

gelangweilte Haltung, die angestrenzte Miene und die Pausen zwischen den Worten verrieten, was er wirklich dachte: Das hier ist reinste Zeitverschwendung.

»Und?«, fragte ich, als hätte ich seine Körpersprache nicht bemerkt oder zumindest nicht verstanden.

»Nun ja«, sagte er, »vielleicht ist das schon öfter vorgekommen?«

»Nein. Wieso?«

Lassi hob die Augenbrauen: »Nur so. In diesen Zeiten ... passiert viel.«

»Uns nicht«, sagte ich. »Das ist eine lange Geschichte, aber uns passiert es nicht.«

»Natürlich nicht«, sagte Lassi in einem Ton, der nicht gerade durch Aufrichtigkeit überzeugte. Er machte sich auch nicht die Mühe, mir in die Augen zu sehen. »Natürlich nicht.«

»An welcher Story arbeitete sie?«, fragte ich.

Lassi antwortete nicht sofort, er wog den Stift in der Hand und vielleicht auch irgendetwas in Gedanken.

»Welche Story?«, fragte ich erneut, als ich sah, dass er nicht von allein beginnen würde.

»Das ist jetzt irgendwie blöd und außerdem auch vertraulich. Blöd ist vor allem das Thema der Story«, sagte er, stützte die Ellenbogen auf den Schreibtisch und sah mich jetzt von unten her an, als wollte er abschätzen, wie ich reagieren würde.

»Okay«, sagte ich und wartete.

»Sie schrieb über diesen Heiler.«

Kann sein, dass ich zusammenzuckte. Johanna hatte mir vom Heiler erzählt.

Sie hatte die erste E-Mail gleich nach dem Familienmord in Tapiola erhalten. Der Heiler, ein bloßes Pseu-

donym, übernahm die Verantwortung für die Tat. Er erklärte in der E-Mail an Johanna, dass er im Namen der gewöhnlichen Menschen Rache übe, behauptete, die letzte Stimme der Wahrheit in einer dem Untergang geweihten Welt, der Heiler des kranken Erdballs zu sein. Deshalb habe er den Chef eines Industrieunternehmens und dessen Familie ermordet. Und deshalb werde er weiter all jene ermorden, die, wie er es darstellte, die zunehmenden Klimaveränderungen mitverursacht hatten.

Johanna hatte die Polizei informiert. Die Polizei hatte ermittelt und getan, was sie konnte. Inzwischen waren neun Manager und Politiker samt ihren Familien tot.

Ich seufzte.

Lassi zuckte mit den Schultern und schien zufrieden mit der Reaktion, die ich gezeigt hatte. »Ich sagte ihr, dass es zu nichts führt«, erklärte er. Ich bemerkte einen leisen Triumph in seiner Stimme. »Dass sie nichts erfahren wird, was die Polizei nicht auch herausfindet. Außerdem wünscht unsere rapide schrumpfende Leserschaft so etwas nicht. Das ist nur deprimierend. Die Leute wissen auch so, dass alles beschissen ist.«

Ich drehte mich um und blickte hinaus auf die dunkle Töölö-Bucht. Ich wusste, dass an ihrem Ufer Gebäude standen, obwohl ich sie nicht sehen konnte. »Hatte Johanna die Story schon fertig?«, fragte ich, als wir unserem eigenen Atem und dem des Hauses genug gelauscht hatten.

Lassi lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sah mich aus halb geschlossenen Augen an, so als befände ich mich fern am Horizont und nicht auf der anderen Seite des Schreibtisches. »Wieso?«

»Johanna und ich halten ständig Kontakt«, erklärte ich.

Schon jetzt wusste ich, dass ihn nichts weniger interessierte. Mir schoss durch den Kopf, dass man manchmal Dinge nicht nur zu dem Zweck wiederholte, andere Menschen zu überzeugen. »Das bedeutet nicht unbedingt permanent. Aber normalerweise schicken wir uns alle paar Stunden eine SMS oder E-Mail. Auch dann, wenn wir nichts Besonderes auf dem Herzen haben. Manchmal schreiben wir nur zwei, drei Worte. Irgendetwas Lustiges, auch mal eine kleine Zärtlichkeit. Das ist bei uns so üblich.« Den letzten Satz betonte ich absichtlich.

Lassi lauschte mit zurückgelegtem Kopf und ausdrucksloser Miene und, wenn ich es richtig interpretierte, ohne jedes Interesse.

»Jetzt habe ich vierundzwanzig Stunden nichts von ihr gehört«, fuhr ich fort und begriff, dass ich meine Worte an mein Spiegelbild im Fenster richtete. »Das ist der längste Zeitraum ohne ein Wort von ihr in den zehn Jahren, die wir verheiratet sind.« Ich machte eine kleine Pause, ehe ich, sämtliche Klischees bedienend und sie gleichzeitig völlig ignorierend, sagte: »Ich bin mir sicher, dass etwas passiert ist.«

»Es ist etwas passiert?«, fragte Lassi, nachdem er die üblichen paar Sekunden hatte verstreichen lassen. Solche Pausen dienen nur einem Zweck: die Frage des Gesprächspartners zu torpedieren und zu erreichen, dass alles, was der andere sagt, idiotisch und überflüssig klingt.

»Ja«, bestätigte ich trocken.

Lassi sagte eine Weile gar nichts. Dann beugte er sich vor, wartete und äußerte: »Nehmen wir mal an, dass das stimmt. Was wirst du machen?«

Ich brauchte nicht erst so zu tun, als ob ich nachdachte,

sondern sagte sofort: »Eine Vermisstenmeldung dürfte überflüssig sein. Die Polizei kann die Anzeige sowieso nur aufnehmen. Vermisstenfall Nummer 5021.«

»Stimmt«, bestätigte Lassi. »Und vierundzwanzig Stunden sind keine sehr lange Zeit.«

Ich hob die Hand, so als wollte ich genau diese Behauptung auch physisch abwehren. »Wie gesagt, wir halten laufend Kontakt. Und für uns sind vierundzwanzig Stunden tatsächlich eine lange Zeit.«

Lassi bemühte sich kaum, seine Gereiztheit zu verbergen. Seine Stimme hob sich und nahm zugleich an kalter Schärfe zu, auch sprach er schneller: »Wir haben Reporter, die eine ganze Woche draußen unterwegs sind. Dann kommen sie zurück mit einer fertigen Story. So läuft das hier bei uns.«

»War Johanna je eine ganze Woche unterwegs, ohne Bescheid zu sagen?«

Lassi hielt den Blick auf mich gerichtet, trommelte mit den Fingern auf die Armlehne, kräuselte die Lippen. »Nein, zugegebenermaßen.«

»Es ist einfach nicht ihre Art«, sagte ich.

Lassis Ungeduld hatte jetzt seinen ganzen Körper erfasst. Er rutschte in seinem Sessel hin und her und sprach schnell, wie um sich zu beeilen und zu betonen, dass er recht hatte: »Tapani, wir versuchen hier, eine Zeitung zu machen. Werbeeinnahmen gibt es faktisch nicht, und als Faustregel gilt, dass sich niemand für irgendetwas interessiert. Außer natürlich für Sex und Porno und für Skandale und Enthüllungen, die mit Sex und Porno zu tun haben. Die Ausgabe von gestern hatte endlich mal wieder richtig viele Leser. Und wir hatten darin keineswegs tiefeschürfende Reportagen über tausend verschwundene

Sprengköpfe oder investigative Recherchen zum Thema, wie lange das Wasser, das aus dem Hahn kommt, noch trinkbar ist. Nebenbei bemerkt, ich vermute, etwa eine halbe Stunde. Unser Aufmacher gestern war das Tiersexvideo einer Sängerin. So was wollen die Leute, dafür zahlen sie.« Er holte Luft und fuhr fort, in noch schärferem und ungeduldigerem Ton als vorher: »Und dann habe ich Journalisten, wie etwa Johanna, die die Wahrheit schreiben wollen. Ich frage sie immer: welche verfluchte Wahrheit? Und sie haben keine richtige Antwort darauf. Außer natürlich die, dass die Leute alles erfahren müssen. Ich frage dann, ob die Leute das überhaupt wollen. Vor allem, ob sie dafür bezahlen wollen, mehr zu erfahren.«

Als ich sicher war, dass er geendet hatte, fragte ich: »So dass ihr jetzt also über talentlose Sängerinnen und ihre Rennpferde berichtet?«

Lassi betrachtete mich wieder von fern, aus irgendwelchen Gefilden, in die verständnislose Idioten wie ich keinen Zutritt hatten. »Wir versuchen zu überleben«, sagte er trocken.

Wir saßen eine Weile schweigend da.

Dann setzte Lassi an: »Darf ich mal etwas fragen?«

Ich nickte.

»Schreibst du immer noch diese Gedichte?«

Ich hatte richtig vermutet. Lassi konnte der Versuchung nicht widerstehen. Die Frage enthielt auch gleich den Keim für die nächste. Damit wollte er beweisen, dass ich auf der falschen Spur war, sowohl was Johanna betraf, als auch bei allen anderen Dingen. Egal. Ich beschloss, ihm die Gelegenheit zu geben, seine eingeschlagene Linie weiter zu verfolgen, und antwortete wahrheitsgemäß: »Ja, das tue ich.«

»Wann hast du zuletzt was veröffentlicht?«

Ich musste immer noch nicht über meine Antwort nachdenken. »Vor vier Jahren«, sagte ich.

Lassi fragte nicht weiter, er sah mich aus rot unterlaufenen Augen selbstzufrieden an, so als hätte er gerade die Richtigkeit seiner eigenen, umstrittenen These bewiesen. Ich wollte nicht weiter über das Thema reden, es war Zeitverschwendung.

»Wo sitzt Johanna?«, fragte ich.

»Warum?«

»Ich möchte mir ihren Arbeitsplatz ansehen.«

»Normalerweise würde ich das nicht erlauben«, sagte er und sah aus, als habe er im selben Moment auch den letzten Funken Interesse an der Sache verloren. Er blickte flüchtig an mir vorbei in das Großraumbüro, in das er durch eine Glaswand Sichtkontakt hatte. »Aber jetzt ist sowieso alles anders, und die Etage ist leer. Also okay.«

Ich stand auf und bedankte mich, aber Lassi hatte sich schon seinem Laptop zugewandt und tippte konzentriert darauf herum, dennoch wirkte er, als wäre er lieber woanders.

Johannas Arbeitsplatz auf der rechten Seite des großen Raumes war leicht zu finden. Mein eigenes Foto führte mich hin. Ich war plötzlich sehr berührt. Die Aufnahme war mehrere Jahre alt, und ich stellte mir vor, wie Johanna sie ansah. Nahm sie denselben Unterschied in meinen Augen wahr wie ich jetzt?

Der Arbeitsplatz war, trotz der hohen Papierstapel, aufgeräumt, der geschlossene Laptop lag mitten auf dem Tisch. Ich setzte mich und sah mich um. In dem Großraumbüro gab es mehrere Arbeitsplätze für jeweils vier

Personen, die einander gegenüberstanden und deshalb Kleeblätter genannt wurden. Johannes Tisch stand an der Fensterseite eines Kleeblattes, und sie hatte von dort den direkten Blick in Lassis Büro. Oder eigentlich nur in den oberen Teil seines Raumes, darunter bedeckten Pappen die Glaswand. Der Ausblick aus dem Fenster war auch nicht viel besser. Das vielfach geflickte, gewölbte Dach des Kunstmuseums Kiasma sah im Regen aus wie das Wrack eines großen Schiffes: schwarz, zerfetzt, gekentert.

Die Tischplatte war kühl und wurde unter meiner Berührung rasch feucht. Ich sah zu Lassis Büro und drehte mich dann einmal kurz um. Der Raum war leer. Rasch schob ich Johannes Laptop in meine Tasche.

Auf der ganzen Schreibtischfläche klebten Unmengen von Notizzetteln, einige enthielten nur eine Telefonnummer oder Namen und Kontaktdaten, andere waren vollständig mit Johannes zierlicher Schrift gefüllt.

Ich sah die Zettel einzeln durch. Einer erregte meine Aufmerksamkeit:

H – West-Ost/Nord-Süd – vgl. Tapiola, Lauttasaari, Kamppi, Kulosaari oder Tuomarinkylä, Pakila, Kumpula, Kluuvi, Punavuori – Datumsangaben.

H bedeutete bestimmt Heiler. Ich steckte den Zettel ein.

Als Nächstes nahm ich mir die Papierstapel vor. Größtenteils handelte es sich um Material zu Storys, die Johanna bereits abgeschlossen hatte: die Berichte über Russlands angeblich abgeschaltete Kernkraftwerke, über das Schwinden der Steuereinnahmen des Staates und über den Qualitätsverfall bei Lebensmitteln.

Ein Stapel war ganz und gar dem Heiler gewidmet,

darin entdeckte ich auch sämtliche E-Mails in ausgedruckter Form. Johanna hatte eigene Bemerkungen auf die Blätter geschrieben, manchmal bedeckte ihre Schrift fast gänzlich den ursprünglichen Text. Ich stopfte den ganzen Stapel ungelesen in meine Tasche, stand auf und blickte auf den verwaisten Arbeitsplatz. Er wirkte wie jeder x-beliebige Büroschreibtisch, unpersönlich und kaum von anderen zu unterscheiden. Trotzdem hoffte ich, dass er mir etwas erzählte, mir verriet, was geschehen war. Ich wartete einen Moment, aber der Schreibtisch blieb stumm.

Vor vierundzwanzig Stunden hatte Johanna dort gesessen.

Und sie säße auch jetzt an diesem Platz, wenn nicht etwas passiert wäre.

Keine Ahnung, warum ich mir meiner Sache so sicher war. Genauso wenig konnte ich die besondere Art von Beziehung erklären, die zwischen Johanna und mir bestand. Ich wusste einfach, dass Johanna mich anrufen würde, wenn sie könnte.

Ich trat einen Schritt zurück, ohne sofort meinen Blick von Johannas Papieren, ihrer Handschrift, den kleinen Gegenständen auf dem Tisch abwenden zu können. Dann fiel mir etwas ein.

Ich ging zu Lassis Büro und trat in die offene Tür. Er bemerkte mich nicht, so dass ich an den Türrahmen klopfte. Es knallte unter meinen Knöcheln, ich war überrascht von dem lauten und hohlen Geräusch. Lassis tippende Finger hielten inne, er verharrte mit den Händen in der Luft und drehte sich um. Die Gereiztheit in seinen Augen hatte nicht abgenommen.

Ich fragte ihn nach dem Namen des Fotografen, der

Johanna begleitete, obwohl ich es eigentlich bereits ahnte.

»Gromow«, knurrte Lassi.

Ich wusste von dem Mann, war ihm auch schon begegnet. Groß, dunkelhaarig und gutaussehend. Laut Johanna ein Frauenheld und zwangsneurotisch, zumindest in seiner Arbeit, vermutlich auch in allem anderen. Johanna schätzte sein fachliches Können und arbeitete gern mit ihm zusammen. Die beiden hatten viel Zeit miteinander verbracht, sowohl auf Inlands- als auch auf Auslandseinsätzen. Wer, wenn nicht er, könnte etwas über Johanna wissen.

Ich fragte Lassi, ob der Mann irgendwann aufgetaucht war. Lassi verstand sofort, was ich meinte. Er griff nach seinem Handy, wählte eine Nummer, wartete kurz und warf das Telefon wieder auf den Tisch.

»Teilnehmer nicht erreichbar?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort bereits kannte.

Lassi nickte, schüttelte dann den Kopf, legte die Hände auf die Sessellehnen, drückte den Kopf an die Nackenstütze und richtete den Blick an die Zimmerdecke, die Belüftungsrohre oder den Himmel. »Diese gottverfluchte Scheißwelt«, sagte er leise.

4 Auf der Heimfahrt dachte ich an Lassis Fragen nach meiner Arbeit. Ich hatte ihm nicht gesagt, was ich dachte, hatte keine Lust dazu gehabt. Lassi war nicht der Mensch, dem ich mein Herz ausschütten oder mehr vertrauen würde als unbedingt notwendig. Und was hätte ich ihm denn gesagt, wie eine Tätigkeit begründet, die

keinerlei Zukunft hatte? Ich hätte mich an die Wahrheit gehalten.

Weiter zu schreiben bedeutete weiter zu leben. Und ich tat es nicht, weil ich mir einbildete, neue Leser zu finden. Die Menschen versuchten sich von einem Tag zum anderen zu hangeln, und Lyrik spielte dabei kaum eine Rolle. Der Grund dafür, dass ich weiter schrieb, war vollkommen egoistisch.

Das Schreiben bedeutete Routine und strukturierte den Tag. Die Worte, Sätze und kurzen Zeilen brachten eine Ordnung ins Leben, die ringsum verlorengegangen war. Schreiben bedeutete, dass der dünne Faden zwischen gestern, heute und morgen nicht riss.

Ich wollte schon auf der Heimfahrt Johannes Notizen zu lesen beginnen, konnte mich aber nicht konzentrieren, weil Bierdosen und andere Abfälle durch den Bus flogen. Betrunkene Teenager warfen damit und störten die Fahrgäste, auch wenn sie nicht gefährlich waren. Die Nachtlinien waren eine Sache für sich, besonders die unbewachten.

An der Metrostation Herttoniemi stieg ich aus. Ich machte einen weiten Bogen um eine Horde betrunkenen Skinheads, auf deren kahlen Köpfen Tätowierungen glänzten, wich aufdringlichen Bettlern aus und ging durch den dunklen Abend nach Hause. Es regnete ausnahmsweise mal nicht, stattdessen konnte sich der starke, böige Wind nicht entscheiden, in welche Richtung er wehen sollte. Er blies hierhin und dorthin, griff vehement nach allem, auch nach den hellen Lampen, die an den Häuserwänden befestigt waren. In der abendlichen Dunkelheit schien es, als würden selbst die Gebäude schwanken. Ich lief in großen Schritten und

passierte eine Kindertagesstätte, die zuerst von den Kindern verlassen, dann von irgendwelchen Streunern beschmiert und schließlich angezündet worden war. Die Kirche auf der anderen Seite der Kreuzung diente Obdachlosen als Notunterkunft und schien bis an den Rand voll zu sein: Die früher leuchtende Eingangshalle war von den Menschenmassen halbdunkel. Einige Minuten später bog ich auf den Weg ein, der zu unserem Wohnblock führte.

Das vom Herbststurm abgerissene Dach des Hauses gegenüber war immer noch nicht repariert, und die Wohnungen in der obersten Etage waren dunkel. Dasselbe stand auch unserem Haus und Tausenden anderen Häusern bald bevor. Sie waren ursprünglich nicht für ständige Herbststürme und halbjährige Regenperioden ausgelegt. Und als klar wurde, dass Wind und Regen eine Dauererscheinung bleiben würden, war es zu spät. Niemand hatte die Mittel oder das Interesse, Häuser zu reparieren, in denen das Wohnen wegen Strom- und Wasserabschaltungen unbequem und vermutlich bald unmöglich sein würde.

Das elektronische Schloss erkannte meine Karte, und die Haustür öffnete sich. Während der Stromsperrern benutzte ich einen alten Sicherheitsschlüssel. Diese Dinge sollten natürlich längst Geschichte und nutzlos sein, aber wie so viele als überflüssig bezeichnete Gegenstände leisteten sie das, was neue nicht konnten: Sie funktionierten.

Ich wollte im Treppenhaus Licht machen, aber der Schalter war wieder kaputt. Also ging ich im Dunkeln nach oben in die zweite Etage, wobei ich mich am Geländer orientierte, kam zu unserer Tür, öffnete beide

Sicherheitsschlösser und das normale Schloss, schaltete die Alarmanlage aus und holte instinktiv Luft.

Den Geruch des eigenen Heims prägt so vieles: der morgendliche Kaffee, das flüchtig aufgesprühte Parfüm, die Kernseife in den Teppichen als Überbleibsel von der Waschprozedur im Frühjahr, lange Weihnachtstage, der gemeinsam gekaufte Sessel und jede Nacht mit einem geliebten Menschen. All das bestimmt den Geruch und trägt zum Gesamteindruck bei, auch wenn die Wohnung tausend Mal gelüftet wurde. Der Duft war mir so vertraut, dass ich beinahe laut gesagt hätte: Ich bin zu Hause. Aber an wen hätte ich meine Worte richten sollen?

Ich trug die Tasche in die Küche und packte die Papiere und den Laptop auf den Tisch. Dann wärmte ich mir den Gemüseauflauf auf, den Johanna am Wochenende zubereitet hatte, und setzte mich. Irgendwo, zwei, drei Stockwerke über mir, hörte jemand Musik. Es war, als würde der leise, gleichmäßige Rhythmus für immer anhalten und könnte nur durch etwas Extremes gestoppt werden.

Und gleichzeitig bestärkte alles, was ich sah, schmeckte und fühlte, meine Angst, dass etwas Schlimmes passiert war. Ich konnte nicht mehr schlucken, weil mir ein Kloß in die Kehle stieg und ich im Magen und auf der Brust einen Druck verspürte, der mich plötzlich zwang, mich ausschließlich aufs Atmen zu konzentrieren.

Ich schob den Teller beiseite und schaltete Johannas Laptop ein. Das leise Summen des Gerätes und die Helligkeit des Bildschirms erfüllten die kleine Küche. Als Erstes sah ich das Hintergrundfoto: Johanna und ich auf unserer Hochzeitsreise vor zehn Jahren.

Noch mehr zu schlucken.

Vorn im Bild wir beide, in vieler Hinsicht jünger, über

uns der fast mit den Händen zu greifende blaue südeuropäische Himmel, hinter uns der Ponte Vecchio von Florenz, seitlich ein Stück uralter, verfallener Hauswand und das vergoldete, von der Sonne fast gänzlich ausgebleichene Schild eines Cafés am Fluss. Ich betrachtete Johannas lachende, direkt in die Kamera blickenden Augen – im hellen Aprillicht schimmerten sie blau und grün –, dann ihren ein wenig breiten Mund, die gleichmäßigen weißen Zähne, die beginnenden haarfeinen Falten in den Augenwinkeln und die kurzen lockigen Haare, die das Gesicht umrahmten wie ein sommerlicher Kranz.

Ich holte mir die Liste der Arbeitsordner auf den Bildschirm.

Im Ordner *Neue* fand ich einen Unterordner *H.* und sah, dass ich richtig getippt hatte: H bedeutete Heiler. Ich blätterte die Dokumente durch. Es waren überwiegend Textdateien, außerdem gab es Nachrichtenvideos, Links und Artikel aus anderen Zeitungen. Die neueste Textdatei war von gestern, ich öffnete sie.

Der Text war fast komplett fertig, Johanna würde sicherlich das meiste davon in ihrem endgültigen Artikel verwenden. Sobald sie ihn schreiben würde, ergänzte ich im Stillen.

Der Text begann mit einer Schilderung des Familienmordes von Tapiola. Eine fünfköpfige Familie war in den frühen Morgenstunden getötet worden, und die Person mit dem Pseudonym »Heiler« hatte sich zu der Tat bekannt. Die Tatortuntersuchungen hatten ergeben, dass als Letzter der Familienvater gestorben war: Der Manager eines großen Lebensmittelbetriebes und Fürsprecher der Fleischindustrie hatte mit gefesselten Händen und Füßen

und zugeklebtem Mund mit ansehen müssen, wie seine Frau und die drei kleinen Kinder durch Kopfschüsse kaltblütig hingerichtet wurden. Zum Schluss war auch der Vater getötet worden, durch einen einzigen Schuss mitten in die Stirn.

Johanna hatte Polizisten, Leute aus dem Innenministerium und die private Security des Managers interviewt. Der Text endete mit einem langen Appell an die Polizei, die Leser wie auch an den »Heiler«.

Außerdem fand ich eine Karte, auf der die Morde den jeweiligen Tatorten zugewiesen waren, sowie eine Tabelle, die Daten, Orte, Eingangszeiten der E-Mails und ihre zentralen Botschaften gegenüberstellte. Nun verstand ich auch den Notizzettel, den ich gefunden hatte: Ost-West oder Nord-Süd. An der Karte war deutlich abzulesen, dass der Mörder in chronologischer Reihenfolge zunächst von West nach Ost und dann von Nord nach Süd vorgegangen war.

Der Inhalt der E-Mails nahm, aus Johannas Zusammenfassungen zu schließen, immer düsterere Töne an, je weiter es nach Süden ging. Manche Mails hatten auch einen überraschend persönlichen Ton: Johanna wurde mit Vornamen angeredet, ihre »wahrhaftige und bedingungslose Art, Journalismus zu machen«, wurde gelobt, es wurde sogar unterstellt, dass sie die Notwendigkeit eines so extremen Handelns verstünde.

Die vorläufig letzte Mail war vierundzwanzig Stunden nach den Morden von Punavuori eingegangen. Eine vierköpfige Familie – der Eigentümer und Geschäftsführer einer großen Autohauskette, seine Frau und ihre beiden Söhne, zehn und zwölf Jahre alt – war tot in ihrer Wohnung gefunden worden. Ohne die E-Mail wäre das Ganze

wahrscheinlich als erweiterter Selbstmord durchgegangen, denn auch solche Fälle kamen wöchentlich ans Licht. Zum Entstehen der Selbstmordtheorie hatte die Tatsache beigetragen, dass in der Hand des Vaters die großkaliberige Waffe steckte, mit der geschossen worden war.

Dann traf die Nachricht vom Heiler ein. Sie enthielt die Adresse des Tatortes und die Aufforderung, die Sache genauer zu untersuchen.

Die Ermittler fanden heraus, dass der Vater zwar die ganze Zeit die Waffe in der Hand gehalten, aber jemand anderes gezielt und abgedrückt hatte. Der Vater hatte also jeden Schuss in der Hand und im Körper gespürt. Er hatte gesehen und gehört, wie seine eigenen Kinder durch die Kugeln aus der Pistole, um die er seine Finger pressen musste, starben.

Diese letzte E-Mail war hastig und schlecht geschrieben, sie war falsch, sowohl vom Inhalt als auch von der Grammatik her. Und die Tat wurde in keiner Weise mehr begründet.

Ich stand auf und ging auf den Balkon, wo ich lange Zeit verharrte. Ich atmete die kühle Luft ein, versuchte, den Stein loszuwerden, der sich auf meine Brust gelegt hatte. Der Stein wurde leichter, rollte aber nicht herunter.

Wir waren fast sofort nach unserer Hochzeit in diese Wohnung gezogen, sie war unser Heim geworden, und wir hingen an ihr. Hier war unser Platz in der Welt. In einer Welt, die noch vor zehn Jahren ganz anders gewesen war. Im Nachhinein ließ sich natürlich leicht sagen, dass sämtliche Vorzeichen schon damals erkennbar gewesen waren: die bis weit in den Herbst hineinrei-

chenden, immer trockeneren Sommer, die regnerischen Winter und zunehmenden Stürme, die Meldungen von den vielen Millionen Menschen, die in der Welt umherzogen und allmählich nach Europa vorrückten, die exotischen Insekten, die sich auf die Haut setzten und Borreliose, Malaria, Gelbfieber und Enzephalitis übertrugen.

Unser Haus stand auf einem Hügel, und bei klarem Wetter konnten wir bis zum Strand von Arabianranta sehen, wo viele Häuser wiederholt vom Meer überflutet worden waren. Genau wie andere vom Hochwasser betroffene Stadtteile war auch Arabianranta häufig ohne Elektrizität. Man wagte nicht, Strom in die beschädigten, dem Wasser ausgesetzten Gebäude zu leiten. Ich sah mit bloßem Auge und aus zweieinhalb Kilometer Entfernung Unmengen von verschiedenen großen Lagerfeuern am Ufer brennen. Aus der Ferne betrachtet wirkten die meisten von ihnen klein und schwach, wie gerade aufgeflamnte Streichhölzer, die man leicht auspusten könnte. In Wahrheit hatten viele Feuer anderthalb Meter Durchmesser. In ihnen wurde alles verbrannt, was sich am Strand und in den verlassenen Häusern ansammelte. Gerüchte besagten, dass darin, neben allem anderen, auch tote Tiere und sogar Menschen beseitigt wurden.

Seltsam, wie ich mich an den Anblick der Feuer gewöhnt hatte. Ich hätte nicht mal auf Anhieb sagen können, wann sie zum ersten Mal aufgetaucht waren oder wann das Flammenband, das sie bildeten, zur allabendlichen Erscheinung geworden war.

Der Silhouette von Arabianranta folgten weiter hinten die Türme von Pasila, und an dem Leuchten und Glühen hinter Kivinokka und Kulosaari konnte ich erkennen,

wo sich das Stadtzentrum befand. Über allem ruhte der dunkle und unendliche Nachthimmel, der die ganze Welt in kaltem sicheren Griff hielt.

Ich merkte, dass ich eine Verbindung suchte zwischen dem, was ich vorhin gelesen hatte, und dem, was ich jetzt sah.

Johanna.

Irgendwo dort.

Wie ich zu Lassi gesagt hatte, war es völlig sinnlos, Anzeige zu erstatten. Wenn die Polizei schon keine Zeit und Ressourcen hatte, Mörder von Familien zu jagen, wie sollte sie dann nach einer Frau suchen, die seit vierundzwanzig Stunden verschwunden war, eine von Tausenden Vermissten.

Der Heiler.

West-Ost oder Nord-Süd.

Die Nacht gab keine Antwort. Im Obergeschoss dröhnte Musik. Der Wind fuhr durch die Bäume am Hang, peitschte ihre blattlosen Zweige nach Leibeskräften, aber sein Getöse konnte es nur einen Moment lang mit dem Tonwall aufnehmen, den Mensch und Maschine geschaffen hatten. Die Kälte des Betonfußbodens auf dem Balkon trieb meine Füße auf einen wärmeren Untergrund.

Ich kehrte an den Küchentisch zurück, las sämtliche Texte über den Heiler ein weiteres Mal durch, kochte mir Kaffee und versuchte Johanna anzurufen. Ich war nicht überrascht, dass sie nicht zu erreichen war. Angst und Ratlosigkeit überkamen mich.

Eins stand jedenfalls fest: Johanna war während einer Recherche verschwunden, bei der sie Nachforschungen über den Heiler anstellte.

Ich schob alle anderen Gedanken beiseite, trank Kaffee

und studierte die E-Mails des Heilers in der Reihenfolge ihres Eingangs, dabei sortierte ich sie auf zwei Stapel. Auf den ersten legte ich all die, in denen die Notwendigkeit der Taten lang und breit begründet und in denen auf Johannas frühere Reportagen eingegangen und angedeutet wurde, dass ihre Arbeit ein bisschen wie die des Absenders war: Lügen aufdeckend und befreiend. Auf den zweiten Stapel kamen jene, in denen einfach nur mitgeteilt wurde, wo die Toten lagen, und das in wenigen hastig und schlecht geschriebenen Zeilen.

Anschließend blätterte ich beide Stapel erneut durch und kam zum selben Ergebnis wie beim ersten Mal. Es gab zwei Schreiber. Jedenfalls auf dem Papier. Das war zumindest mein Eindruck.

Ich klickte noch einmal auf die elektronische Karte, die Johanna erstellt hatte. Sie wirkte auf mich wie eine Wegbeschreibung in die Hölle. Ich bewegte die roten Punkte, die die Morde markierten, verglich die Daten und Johannas Prognosen. Zwischen den Morden lagen jeweils zwei oder drei Tage. Johanna hatte in alle Himmelsrichtungen Fragezeichen hinzugefügt und mögliche Tatzeiten künftiger Morde errechnet.

Während ich auf die Karte starrte, fiel mein Blick auf das Symbol für das E-Mail-Account. Ich zögerte eine Weile. Die Post eines anderen zu lesen war eindeutig falsch. Aber war dies nicht eine Ausnahmesituation? Und wir hatten doch keine Geheimnisse voreinander? Dann beschloss ich, das E-Mail-Programm erst dann zu öffnen, wenn es unbedingt nötig war. Vorläufig würde ich mit dem auskommen, was direkt mit Johannas aktueller Story zu tun hatte.

Mir fiel das Telefonat ein, das ich aufgezeichnet hatte,

ich schaltete meinen eigenen Laptop ein und schloss das Handy an.

Ich überspielte das Gespräch mit Johanna auf meinen Computer, suchte eine Weile im Internet nach dem richtigen Abspiel-Programm, lud es herunter und öffnete die Datei. Das Tonbearbeitungsprogramm war leicht zu bedienen. Ich isolierte die Geräusche, blendete Johannas und meine Stimme aus und lauschte. Ich hörte Autogeräusche, Dröhnen und jenes Rauschen, das ich bereits kannte. Als ich mir alles wieder und wieder anhörte und das Rauschen, die Autos und das Dröhnen unterscheiden konnte, bekam das Rauschen nach und nach feinere Nuancen. Hoffnungsvoll gedacht, enthielt es etwas, was sich ständig wiederholte und was nicht etwa vom Wind oder einem Jackenärmel stammte, sondern viel gleichmäßiger war: Wellen. Während ich die Aufnahme wieder und wieder abspielte, schloss ich die Augen, versuchte mich zu konzentrieren und mich gleichzeitig zu erinnern.

Waren das Wellen, oder wollte ich das nur hören?

Ich ließ das Rauschen als Endlosschleife laufen und sah mir dabei Johannas Karte und ihre Berechnungen an. Angenommen, das regelmäßige Rauschen kam tatsächlich vom Meer und die Morde folgten Zyklen von zwei oder drei Tagen, dann würden die vom Heiler – und sei es auch nur annähernd – eingehaltene Nord-Süd-Strecke, die Daten und die mit Fragezeichen markierten Punkte irgendwo in der Gegend Jätkäsaari oder Munkkisaari aufeinandertreffen.

Und wenn ich zusätzlich noch annahm, dass Johanna zum selben Schluss gekommen war, dann hatte sie mich von dort zuletzt angerufen.